Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 10 (1930-1931)
Heft: 5-6

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sinn haben, ... aber was ist das? Was sollte es sein? Es hat natürlich einen Sinn, wenn ich den Bosemüller und den Stracke und den Esser und den Siewers aus der Klemme hole. Es hat auch noch Sinn, wenn ich dem Hauptmann sage, er soll Bosemüller statt meiner auf Urlaub fahren lassen, denn Bosemüller hat gerade einen Sohn bekommen. Aber was für einen Sinn hat das Ganze? Was soll man da sagen?" Positiver weiß sich Siewers in einem Brief, den er nach Genesung von schwerer Verwendung aus dem Lazarett an Wammsch schreibt, auszudrücken: „Ist es denn möglich, daß dieser leichtfertige, über die Schmerzen seiner Mutter mit Redensarten hinweggehende, von Orden und Ehren und fröhlichem Krieg träumende Junge — daß ich das war? Ach, was ist von alle dem übrig geblieben — alles ist fort, nichts hat standgehalten, gar nichts, und auf einmal mußte ich auch noch erkennen, daß mir das Vaterland nur als Vorwand gedient hatte für meinen Ehrgeiz und die Sucht, es andern vorauszutun. Aber statt dessen ist mir ein Neues aufgegangen, ein hundertmal Größeres, ein Ungeahntes. Das seid Ihr, Du und Bosemüller und Schwartzkopf und die andern. Und vielleicht, wenn ich es recht bedenke, sind wir so auf dem Wege zum Vaterland. Vielleicht ist die Kameradschaft nur der kleine, sichtbare, für uns faßbare Teil des Ganzen."

Das ist eben das Merkmal aller Kriegsbücher und Kriegsfilme der jüngsten Zeit: sie stellen den Krieg dar, wie er sich im einzelnen Soldaten wiederspiegelt. Der Krieg erscheint in ihnen als Problem der Masse, und nicht auch also solches führender Staatskunst. Das ist leicht verständlich. Denn Staatskunst und Staatsführung müssen vielerorts erst wieder aus der Masse heraus neu entstehen. O.

Bücher-Rundschau

Europa in Abwehr.

Der Plan zur Schaffung einer „europäischen Vereinigung", wie er von der französischen Regierung vor zwei Monaten in einer Denkschrift den Regierungen der europäischen Staaten, die Mitglieder des Völkerbundes sind, vorgelegt worden ist, kann nach den darauf erfolgten Antworten als erledigt gelten. Es bleibt der auf den Herbst in Genf vorgesehenen Konferenz nur noch übrig, ihm ein Begräbnis erster Klasse zuteil werden zu lassen. Damit ist wieder einer der diplomatischen Vorstöße Frankreichs gescheitert, die wir so zahlreich, bald als Garantiepakt, Benesch-protokoll, Weltwirtschaftskonferenz u. s. w. in den letzten Jahren erlebt haben. Die Ursachen ihres Scheiterns sind dabei immer annähernd die gleichen. Sie scheitern am Widerstand Englands, dem der weitmaschige Völkerbundsvertrag genügt zur Regelung seiner Beziehungen mit dem europäischen Festland. Sie scheitern z. T. auch an den Macht- und Interessengegensätzen innerhalb Europas. In den Antworten auf den Briandplan kommt diese allgemeine Macht- und Interessenlage deutlich zum Ausdruck. Mehr oder weniger Zustimmung findet der Vorschlag bei den europäischen Verbündeten Frankreichs. Man faßt ihn dort als das auf, was er ist: ein neuer Versuch zur Sicherung der Machtordnung von 1919. Von der europäischen Staatengruppe, die an einer Änderung dieser Machtordnung interessiert ist, wird der Plan zwar ebenfalls begrüßt; aber aus dem umgekehrten Grund, weil man darin eine Gelegenheit erblickt, die Frage der Änderung der Vertragsordnung von 1919 in Fluß zu bringen und sich dabei insbesondere auch die Unterstützung Rußlands und der Türkei zu sichern, die sich von den Genfer Aussprachen des Völkerbundes fernhalten. England schließlich lehnt mit dem Hinweis auf seine außereuropäischen Bindungen ab.

Noch bleibt eine vierte Staatengruppe. „Die Schweiz ist ihrer Wohlstandsgestaltung nach den Vereinigten Staaten viel näher als ihren europäischen Nachbarn. Eine organische Zusammenfassung des europäischen Kontinents bedeutet Austausch von Kapitalien und Arbeitern... Werden sich die kapitalgesättigten kleinen Staaten ohne Arbeitslosigkeit zu einer Amalgamierung bereit finden?" Diese Sätze

aus dem unten zu erwähnenden Buch Somary's geben die Voraussetzungen für die Antworten der neutralen Kleinstaaten und darunter auch der Schweiz wieder. Die schweizerische Note lehnt den französischen Vorschlag denn auch höflich, aber bestimmt ab. Man verschanzt sich dabei, wie viele andere Regierungen, hinter den Völkerbund. Dieser könnte durch die europäische Union geschädigt werden. Wie es aber gemeint ist mit diesem Vorschieben des Völkerbundes, hat Dr. Oeri in den „Basler Nachrichten" offen ausgesprochen: „... es macht keinen kleinen Unterschied aus, ob der schwache Staat nur einem Weltorganismus wie dem Völkerbund angehört oder ob er sich in eine societas leonina einläßt." Der Völkerbund ist „nur ein Weltorganismus". Er verlangt nicht, daß man mit den Andern teile. Im Gegenteil, man sieht in ihm heute eine Gewähr für die Erhaltung des eigenen Lebens- und Wohlstandes. Außerdem beherbergt man seinen Sitz, was nicht unwesentliche direkte Interessen schafft.

Damit soll nicht gesagt sein, daß der Bundesrat anders als ablehnend antworten konnte. Wir haben kein Interesse, die Machtordnung Frankreichs von 1919 für alle Zeit verewigen zu helfen. Aber die französische Denkschrift ist doch noch etwas mehr. Der Bundesrat gibt selbst in seiner Note der Überzeugung Ausdruck, daß „eine Zusammenarbeit auf rein wirtschaftlichem Boden möglich wäre". Auch habe der „territoriale Rahmen, der für gewisse Abkommen vorgesehen war, sich zuweilen als zu weit erwiesen", und „eine Gemeinschaftsarbeit in engeren Grenzen vermöchte wohl günstige Ergebnisse zu zeitigen". Aber man vermeidet, das Wort „europäisch" auszusprechen. Und lehnt damit auch den guten Kern des französischen Vorschlags ab.

* * *

Wer sich darüber unterrichten will, um was es heute in Tat und Wahrheit für Europa und das europäische Wirtschaftsleben geht, sei auf die nachfolgenden Erscheinungen der neueren Zeit hingewiesen. An erster Stelle sind da **Felix Somary's „Wandlungen der Weltwirtschaft seit dem Kriege"** (Mohr, Tübingen, 1929; 202 S.) zu nennen. Es ist kaum in einer anderen Schrift so lichtvoll und knapp zugleich die heutige wirtschaftliche und staatspolitische Lage der weißen Rasse zur Darstellung gebracht worden. Hervorgegangen aus Vorlesungen an der Heidelberger Universität, ist die Schrift durch vier Leitgedanken gekennzeichnet: „1. Jede Wirtschaftspolitik ist abhängig von der Staatskonstruktion. 2. Es gibt nur ein System höchster ökonomischer Effizienz, und dieses ist durch Revolutionen nicht erreichbar. 3. Den Gegensätzen der Gegenwart werden die beiden wirtschaftlichen Hauptparteien nicht mehr gerecht. 4. Die im allgemeinen Interesse liegende Beseitigung der Klassen kann nicht durch die Verallgemeinerung des bureaukratischen Staatsmonopols erreicht werden." Wir begnügen uns auf die Wiedergabe einiger Anschauungen und Urteile des Verfassers, die für unsern Gegenstand „Europa in Abwehr" von Bedeutung sind.

Die alles beherrschende Tatsache ist der Übergang der Vereinigten Staaten von der kolonialen, kontinentalen Großmacht zur Weltmacht. Er hat entsprechend das Herabsinken der europäischen Staatenwelt zu weitgehender Machtlosigkeit ihnen gegenüber zur Folge. Man nehme ihre Einflußlosigkeit auf das Vorgehen Amerikas in der Einwanderungsfrage als Beispiel. „Ein Zustand derartiger Machtlosigkeit ist seit Jahrhunderten Europa nicht beschieden gewesen." Vor allem aber ist es um Englands beherrschende Stellung geschehen. „Wenn vor dem Kriege die Wirtschaftsuprematie Englands auf dem Gebiete des Welthandels und der Weltfinanz nicht bestritten werden konnte, so ist heute ein Rivale entstanden, der ganz andere Kraft entfaltet als die beiden niedergerungenen, das Frankreich des 18. und das Deutschland zu Anfang des 20. Jahrhunderts... Die Frage der englisch-amerikanischen Beziehungen war für England in den letzten drei Generationen kein Problem; sie ist es erst in und seit dem Kriege geworden, und von ihrer Gestaltung hängt ein großes Stück der Zukunft der Welt ab." Die Periode des Nebeneinanderlebens ist für beide vorbei. „Beide Reiche können nur entweder in engster Freundschaft oder in Feindschaft einander gegenüberstehen... Zum ersten Mal in dreihundertjähriger Geschichte findet England einen Rivalen, den es nicht niederringen kann." Dabei ist nur England zur Freundschaft gezwungen. Das Freundschafts-

verhältnis ist von vorneherein einseitig. Wird England das Vordringen Amerikas und die Zurückdrängung des eigenen Landes in die Verteidigung einfach hinnehmen können, auch wenn schließlich Kanada, Australien, China ganz in die wirtschaftliche und politische Einflußsphäre Amerikas geraten? Die beiderseitigen Staatsmänner werden die konstruktiven Grundlagen einer Zusammenarbeit suchen müssen. „Wenn dies ohne Krieg gelänge, wäre es ein Dokument für den Fortschritt in unserem Jahrhundert."

Auch das Verhältnis zwischen Amerika und dem europäischen Kontinent ist einseitig. „Die Handelsbilanz aller Staaten des europäischen Kontinents ist gegenüber den Vereinigten Staaten passiv." Die Zurückdrängung Englands auf dem Gebiete des Geldmarktes durch New York hat seine schwerwiegenden Folgen für den Kontinent. England war mit diesem aufs mannigfaltigste verflochten. „Der amerikanische Markt ist ein an dem europäischen Kontinent nur sporadisch interessierter Markt." So ist die Zukunft Europas heute fragwürdig. „Der europäische Kontinent macht durch und seit dem Weltkrieg eine schwere Krise mit, und sein Zukunftsschicksal ist das Zentralproblem der weißen Rasse in unsern Tagen." Das Schlimmste ist dabei Europas Kleinstaaterei, eine „Rückbildung erst der neusten Zeit". „In wenigen Fragen hat der Krieg so furchtbare Wirkungen gehabt wie in dieser. Das Europa von heute ist eine Karikatur dessen, was es sein sollte." Europa muß daher an eine irgendwie geartete Zusammenfassung denken. Aber die Hindernisse dazu „sind so groß und schwer, daß vielen auch schon der Gedanke einer Zusammenfassung der Staaten des europäischen Kontinents als eine Utopie erscheinen wird. Aber wenn es diese Form zu finden nicht gelingen sollte, dann kann der europäische Kontinent seine Wirtschaftsposition in der Zukunft nicht aufrechterhalten, seine Bevölkerung auf dem heutigen Niveau nicht mehr ernähren". Somary ist der Meinung, daß eine organische Vereinigung nicht von Dutzenden von Mitgliedern beschlossen werden kann, sondern daß sie von den zwei stärksten Faktoren ausgehen muß. Und diese sind in Europa Frankreich und Deutschland. Auf dem wirtschaftlichen Gebiet haben beide Gemeinsamkeitsmomente. Von hier hat die Zusammenfassung auszugehen. „Ich sehe keine andere Möglichkeit der Herausarbeitung des Kontinents aus dem Zwergstaatensystem als die organische Wirtschaftsvereinigung seiner zwei stärksten Reiche."

* * *

Von einer ähnlichen Beurteilung der weltwirtschaftlichen Lage geht **Francis Delaisi** in seinem Buch **„Les deux Europes"** (Verlag Payot, Paris, 1929; 254 S.) aus. Wir haben in unsern Heften vor Jahren auf ein früher erschienenes Werk des gleichen Verfassers, „Les contradictions du monde moderne", hingewiesen. Delaisi ist ein ebenso unvoreingenommener wie kenntnisreicher Franzose. Sein neustes Buch verrät einen scharfen Blick für die großen Zusammenhänge und eine kühne Konstruktionskraft. Mit den „zwei Europa" meint er das industrielle Europa A und das landwirtschaftliche Europa B. Ersteres wird durch eine Linie begrenzt, die von Stockholm über Danzig, Krakau, Budapest, Florenz, Barcelona, Bilbao, längs der französischen Westküste, zwischen England und Schottland hindurch, nach Bergen und wieder Stockholm verläuft. Letzteres umfaßt den ganzen Osten und Südosten Europas. Beide Ländergruppen unterscheiden sich scharf durch ihr Lebens- und Verkehrstempo. Hier Verkehr, Wirtschaft, Finanz alles in engster Wechselwirkung und sozusagen einen einzigen großen Organismus darstellend. Dort ein Gemengsel zusammenhangloser, vom Verkehr nur in wenigen Hauptlinien aufgeschlossener Gebiete. Hier in Kleidung, Sitte u. s. w. alles einander weitgehend angeglichen, selbst sprachlich mit nur drei Sprachen: englisch, französisch, deutsch zu beherrschen. Dort jedes Gebiet im Besitz von Kleidung, Sitte und Sprache noch der Vorfahren. Das landwirtschaftliche Europa steht auf der Stufe, auf der das industrielle vor 100 Jahren stand.

Bevor das Europa A seine Industrialisierung im Großen erfuhr, schickte es jährlich gewaltige Ströme von Auswanderern über das Meer. Dann trat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Wendung ein. Die Wanderung erfolgte jetzt innerhalb der industriellen Staaten, vom Land nach der Stadt. Die Industrie vermochte den gewaltigen jährlichen Bevölkerungszuschuß fast völlig auf-

zunehmen. Von da an wird der Auswanderungsstrom nach Übersee vorwiegend ganz von dem landwirtschaftlichen, in der Entwicklung, auch der landwirtschaftlichen gänzlich zurückbleibenden und seinen Bevölkerungsüberschüssen keine Lebensmöglichkeit bietenden Europa B gespiesen. In den Jahren 1911—1913 wandern jährlich 1,300,000 Menschen nach Übersee aus. Davon stammen keine 5 v. H. aus dem Europa A, 29 v. H. aus England-Irland, alle übrigen, d. h. fast eine Million aus dem von Europa A gänzlich vernachlässigten Europa B. Von 1880 bis 1913 haben so 26 Millionen Europäer das Land verlassen.

Diesen ausgewanderten Europäern hat nun das industrialisierte Europa während Jahrzehnten den großen Teil ihrer industriellen und finanziellen Bedürfnisse gedeckt, und ihnen damit eine landwirtschaftliche Produktionsweise ermöglicht, die in vollem Gegensatz zu derjenigen der in Europa B verbliebenen Bevölkerung steht. „Mit diesen Maschinen erzeugen und ernten in Kanada oder Argentinien 5 Menschen ebenso viel Getreide wie 50 Menschen auf den gleich guten Böden in Rußland oder Rumänien." Dabei ist aber das industrielle Europa selbst aus dem Gleichgewicht gekommen. Es besitzt heute 100 Millionen Menschen mehr als es aus eigener Erzeugung zu ernähren vermag. Es kann zwar die nötigen Lebensmittel aus Übersee und aus Europa B beziehen. Aber bezahlen kann es diese nur mit dem Erlös aus der Ausfuhr seiner industriellen Erzeugnisse. Die gewaltige Arbeitslosigkeit in den heutigen europäischen Hauptindustrieländern zeigt aber, daß der Absatz des industrialisierten Europa heute um mehr als eine Milliarde Dollar zu gering ist. Wo kann ein neuer Absatzmarkt gefunden werden, der diese Lücke zu decken vermag? Durch „die Rückkehr zu Europa", sagt Delaisi. Und zwar zum bisher so vernachlässigten Europa B. Diesem fehlen die neuzeitlichen Maschinen und die Kapitalien. Mit deren Hilfe wird es sich zu entwickeln und damit gleichzeitig auch zu einem hochwertigen Absatzmarkt für das Europa A zu werden vermögen. „Nachdem die Europäer sich einem ungenügenden äußeren Markt gegenüber sehen, bleibt von zwei Dingen nur eines: entweder schließt jede Regierung den andern den eigenen Markt durch immer höhere Zölle; dann haben wir den Wirtschaftskrieg, der unvermeidlich auch zum andern Krieg führt. Oder aber alle zusammen suchen ein neues Expansionsfeld... Dieses Expansionsfeld liegt vor unserer Türe. 240 Millionen warten nur darauf, zu arbeiten, zu erzeugen und die Lager zu kaufen, in denen wir ersticken... Das Heil des Europäers liegt in der Rückkehr zu Europa."

* * *

Von der Idee zur praktischen Tat ruft **Richard Riedl** in zahlreichen Aufsätzen und kleinen Schriften auf. Wir möchten heute nur auf den Sonderdruck aus der „Europäischen Revue" **„Die wirtschaftliche Neuorganisation Europas"** und die Schrift **„Kollektiver Zollabbau und europäisches Wirtschaftsbündnis"** aufmerksam machen. Letztere stellt die Anträge dar, die die österreichische Gruppe der internationalen Handelskammer zu den Beschlüssen der X. Völkerbundsversammlung in der Ratssitzung der Internationalen Handelskammer vom Oktober 1929 überreicht hat (Verlag Julius Springer, Wien, 1929; 24 S.). Aussicht auf Erfolg bietet sich nach Riedl einem Vorgehen nur dann, wenn man sich auf einen engern Kreis von Ländern beschränke, „die sich geographisch und kulturell, wirtschaftlich und geschichtlich so nahe stehen, daß sie es vertragen, in gewissem Sinne als eine natürliche Einheit behandelt zu werden... Der eigentliche Träger aller Kollektivaktionen in Europa ist ein Staatenblock, dem Großbritannien, die skandinavischen Staaten und Mitteleuropa, d. i. Frankreich, Belgien, Holland, Deutschland, die Schweiz, Österreich, Italien und die Tschechoslovakei angehören." Schon die bisherigen Aktionen des Völkerbundes auf wirtschaftlichem Gebiet hätten deutlich gezeigt, daß sie gar nicht den universellen Charakter gehabt haben, den man ihnen beilegen wollte. Eine politische Vereinigung, „Vereinigte Staaten von Europa", zu fordern, hält Riedl aber für einen Fehler. Erreichbar und notwendig sei heute ein wirtschaftlicher Zusammenschluß. Auch dabei handle es sich aber nicht um die unvermittelte Schaffung einer europäischen Zollunion. Und vor allem müsse der Landwirtschaft Rechnung getragen werden, weil „im Mittelpunkt aller europäischen Handelspolitik heute die Agrarkrisis steht; gegen die Landwirtschaft Handelspolitik zu machen, ist unmöglich, sowohl mit Rücksicht auf staatliche und nationale Interessen erster Ordnung,

wie auch mit Rücksicht auf den politischen Einfluß, über den die agrarischen Parteien in fast allen Ländern verfügen". Die wirtschaftliche Organisation Europas hat also so zu erfolgen, daß die Getreideproduktion innerhalb des zollverbündeten Gebietes immer hinter dem Bedarf zurückbleibt. „Als die Voraussetzung für die wirtschaftliche Organisation Europas erscheint so die Organisation des landwirtschaftlichen Defizits."

Im einzelnen ist diese wirtschaftliche Organisation Europas folgendermaßen zu denken: Zweck ist die möglichste Freiheit des innereuropäischen Verkehrs, die Schaffung eines großen und freien inneren Marktes in Europa. Es wird dazu ein Wirtschaftsbündnis abgeschlossen, das unter Wahrung der Souveränität und Selbständigkeit der daran teilnehmenden Staaten deren Zusammenschluß zu einem einheitlichen Zoll und Wirtschaftsgebiet vorbereiten soll. Als „Richtlinie" hätte dabei u. a. zu gelten, daß jeder teilnehmende Staat mit allen übrigen teilnehmenden Staaten einen „Vertragstarif für den Binnenverkehr mit verbündeten Staaten" vereinbaren würde u. s. w. Der Beitritt stünde jedem europäischen Staat auch nachträglich zu. Die Dauer des Bündnisvertrages wäre auf 10 oder 20 Jahre festzusetzen.

* * *

Die Anträge der österreichischen Gruppe der Internationalen Handelskammer, in denen diese Grundgedanken bis in alle Einzelheiten ausgearbeitet vorliegen, waren eine erste Antwort auf Briands Vorstoß auf der letzten Völkerbundsversammlung zugunsten eines europäischen Zusammenschlusses. Briands Plan wird diesen Herbst in Genf begraben werden, weil er zu ausgesprochen politischen Charakter hatte und zu sehr nur auf französische Bedürfnisse zugeschnitten war. Damit dürfte die Aussprache und Förderung europäischer Zusammenarbeit unter den Regierungen ebenfalls für längere Zeit begraben sein. Das ist an sich kein Unglück. Denn auf offiziellem Wege, besonders im Völkerbund in Genf, ist bisher überhaupt nichts Fruchtbares herausgekommen. Erfolgreiche Vorbereitungsarbeit dürfte daher vorläufig einzig privater Initiative vorbehalten sein. H. O.

Geographie der Schweiz.

Geographie der Schweiz von Dr. J. Früh. Verlag Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen.

Im Januarheft d. J. wurde das Erscheinen dieses bedeutsamen landeskundlichen Werkes angezeigt und auf einige allgemeine Auffassungen über die Stellung der modernen Geographie zu ihrem Lehr- und Wissensstoffe, sowie auf dessen Umgrenzung hingewiesen, hierauf ein Blick auf das weite Feld der Benützung des Gebotenen geworfen und in knapper Übersicht der Inhalt der beiden ersten Lieferungen entrollt. Heute liegen zwei weitere vor und damit der abgeschlossene erste Band, im Umfange von 612 Seiten, 5 Tafeln und 154 Textabbildungen.

Zunächst führt Lieferung 3 das zweite Kapitel „Das Klima" zu Ende, indem eingehend die als Tafel beigelegte neue Niederschlagskarte nach Maurer und Lugeon erklärt und in ihrem regionalen Aufbau verglichen wird. Dann kommt die Struktur der Niederschläge an die Reihe mit Darlegungen über die mittlere Zahl der Niederschlagstage, normale und außergewöhnliche Trockenperioden. Es folgen die Behandlung der Schneedecke, der Schneeformen, der Fortbewegungsarten des Schnees und im besonderen der Lawinen, weiterhin der Schneegrenzen nach verschiedenen Definitionen, alles mit Beispielen und womöglich mit historischen Nachweisen über die Häufigkeit der Phänomene reich belegt. Nunmehr wird das Klima hinsichtlich seiner Äußerungen zusammengefaßt und als Grundlage der hygienischen Verhältnisse in seiner physiologischen Wirkung betrachtet.

Ein Grundzug im Wesen der Geographie ist es, die bedingenden Faktoren der wahrgenommenen Erscheinungen zu erforschen und die ursächlichen Zusammenhänge aufzudecken. Einfach liegen die Verhältnisse in der Natur ja nie, weil völlig unabhängige Faktoren nicht bestehen und jeder anscheinend primär tätige Einfluß durch rückwirkendes Kräftespiel selbst wieder beeinflußt wird, also gewisse

Änderungen erfährt. Je zahlreicher die Komponenten, die an einer Beobachtungstatsache beteiligt sind, desto mehr befindet sich die Geographie in ihrem eigentlichen wissenschaftlichen Fahrwasser. Deutlich zeigt sich das Fortschreiten vom einfacher zum komplizierter Bedingten in der Anordnung der Kapitel des Früh'schen Werkes. Das dritte Kapitel „Die Gewässer" beruht vornehmlich auf dem Zusammenwirken der beiden ersten — Relief des Landes und Klima — und ergeht sich in erschöpfend umrissener Bildzeichnung zuerst über die Grundwasser und ihre Strömung (deren große Bedeutung noch vielfach mißkannt wird), um sich dann den Quellen, deren Radioaktivität sogar zur Sprache kommt, zuzuwenden. Hierauf werden die offen fließenden Gewässer ins Auge gefaßt, ihre verschiedensprachlichen Benennungen, verbunden mit etymologischen Fingerzeigen, ferner die Wasserführung und der Wasserhaushalt (Hoch- und Niederwasser, Überschwemmungen, nebst Chronik), die Geschiebe- und Schlammführung, endlich die Klassifikation der Wasserläufe nach Haupteigenschaften. Naturgemäß werden den fließenden die stehenden Gewässer gegenübergestellt. Ihre morphologischen Verhältnisse, die Sedimentation, Sichttiefe, Farbe, ihre Entwicklungsgeschichte und ihr zeitlich beschränkter Lebenslauf werden ins Licht gerückt, um nunmehr zur scharf charakterisierenden Einzelbeschreibung unserer zahlreichen Seeindividuen und kollektiver Ansammlungen (wie der Hochseen des Piora-Cadlimogebietes) überzugehen. Beschlossen wird dieses Kapitel durch eine Übersicht über die für unser Land und die Prosperität seiner Bewohner hochwichtigen Gewässerkorrektionen, als da sind Wildbachverbauungen, Flußkorrektionen und Regulierung der Seewasserstände, wobei die zeitliche Einteilung nach dem staatspolitischen Gesichtspunkte „vor und nach 1848" geschieht und so dem Leser Gedanken und Wesenszüge des engeren schweizerischen Staatszusammenschlusses nahelegt.

Hiermit sind wir schon zur vierten Lieferung vorgedrungen, die an erster Stelle das schlichte Geleitwort des Verfassers enthält und in der Hauptsache das ganze vierte Kapitel „Die Pflanzendecke" beherbergt. Damit schreitet man im geographischen Aufbau vom anorganisch Physischen zum organisch Lebenden. Es ist der meisterhafte Abriß einer schweizerischen Pflanzengeographie, der vor uns ausgebreitet wird, wo nebenbei auch die kennzeichnenden Vertreter der heutigen Fauna und ihrer prähistorischen Vorfahren dem pflanzlichen Milieu eingegliedert werden. Die Art des Pflanzenkleides bestimmt das landschaftliche Antlitz nach seinen beiden Hauptformen der Natur- und der Kulturlandschaft. Durch die Abhängigkeit des Pflanzenkleides vom Klima ergibt sich die natürliche Einteilung nach Höhengürteln. Der unterste ist die kolline oder Kulturstufe, deren botanische Eigentümlichkeiten und Gewächsbestände im insubrischen Gebiete, im Wallis, Jura, in der Seen- und Föhnzone und im Mittellande näher betrachtet werden. Dann reiht sich die montane, auch Berg- oder Laubholzstufe an, wiederum sorgsam in ihrer regionalen Gestaltung verfolgt und gewertet. Der schöne Abschnitt über die Kastanie und ihre Verbreitung sei besonders hervorgehoben. Nun schließt sich die subalpine Stufe, der Koniferengürtel an. In diesem Teile figurieren die Fragen der Waldgrenze, wie ferner eine geschlossene Übersicht über die Verteilung und die Arten der Moore (Hoch- und Flachmoore) — eines der speziellen Studiengebiete des Verfassers. Endlich gelangen wir zur obersten, der alpinen bis nivalen Stufe, letztere endend mit dem Gürtel der Polsterpflanzen und Flechten. Der zweite, überaus gehaltvolle Hauptabschnitt des Kapitels ist der Walddecke und der Waldwirtschaft gewidmet, beginnend mit der Entwicklung des Naturwaldes seit dem Ausgange der Eiszeit. Durch die Ankunft des kolonisierenden Menschen wird die allmähliche gewaltige Rodung eingeleitet, welche den Raum zur Besiedlung des Landes schuf. Darlegungen über die früheste, dann die poströmische Entwaldung, feudale Siedlungen und Klostergründungen leiten über zur Jetztzeit. Der bewirtschaftete Wald heißt ein folgender Abschnitt, worin physische und anthropogene Faktoren erörtert werden, welche dem heutigen Walde seine Physiognomie aufdrücken. Mit den Betriebsformen des Waldes wird die Waldnützung und seine volkswirtschaftliche und kulturelle Bedeutung verknüpft, auf der die forstliche Gesetzgebung fußt mit ihrem Hauptgrundsatze der unbedingten Erhaltung des gegenwärtigen Waldbestandes. Reich eingeflochtene historische Daten beleben auch hier das Bild und es wird einläßlich der einstigen Köhlerei und Flößerei gedacht.

Als Anhang zu diesem Kapitel erscheint ein Abschnitt, betitelt „Jagd, Fischerei und Naturschutz", worin die sachlichen Grundlagen, die geschichtliche Entwicklung, heutige Zustände und Ziele auseinandergesetzt werden.

Dieser erste Band mit seinem schier unerschöpflich gehäuften eigenen und fremden Grundmaterial (die Literaturangaben sind am Schlusse der Hauptabschnitte zusammengestellt) und seiner durchdringenden, einfach-lichtvollen Verarbeitung erfüllt wohl jeden Leser mit Staunen und läßt ihn mit freudiger Spannung die Fortsetzung des Werkes erwarten. Und mancher von ihnen hat sicher im Stillen dem Verfasser schon herzlichen Dank entgegengebracht.

Wilhelm Schüle, Bern.

Aus Literatur und Geisteswelt.

Immer erschreckender nimmt Spezialisierung überhand. Es gibt Gelehrte, die den Bau der pflanzlichen Zelle erforschen, aber es verschmähen, Pflanzen zu kennen. Es gibt vollendete Kenner der Parasiten der Eingeweidewürmer, die es aber kaum mehr ihrer würdig finden, einen Löwen von einem Nashorn zu unterscheiden. Die grimmigsten Ausfälle Schopenhauers gegen gewisse Fachgelehrsamkeit erscheinen heute harmlos und nur allzu berechtigt. Da ist es denn eine wahre Freude, wieder einmal ein Buch zu finden, das Wissenschaft und zugleich Leben gibt. **Otto Spieß** [1]) erzählt ein Mathematikerschicksal, dasjenige **Leonhard Eulers.** Aber vom scheinbar abstraktesten Thema aus findet er den Weg zur Kultur- und Geistesgeschichte einer bedeutenden Zeit. Vom beschränkten Basel aus kreisen Wellen durch ganz Europa. Eine Fülle der Gesichte taucht auf, die kein „trockener Schleicher" stört. Wem gelang es je, das spröde Problem so spannend zu lösen? Wir erinnern uns höchstens des Abschnitts über Descartes und analytische Geometrie in Chamberlains Kantbuch. Mit gleicher Anteilnahme las man früher etwa die „Dame von Monsoreau". Dem stofflichen Wert gesellt sich bei Spieß innerer Gehalt. Wir sehen die verschiedenen Forschertypen am Werk, lernen entgegengesetzte Weltanschauungen abwägen. Wir belauschen die Erfindung des Differentials, des Integrals, der Fluente. Galilei und Descartes, Newton und Leibniz erstehen. Das Antlitz der Naturwissenschaften ändert sich. Nationen nehmen Partei für mathematisch-physikalische Probleme; Frauen, Theologen ereifern sich für sie. Und in der Geburtsstunde einer neuen Wissenschaft treten Schweizer auf, bewahren Deutschland vor dem Abseitsstehen und greifen die großen neuen Gedanken mit urwüchsiger Eigenart auf. Spieß und vor ihm Adolf von Harnack heben dieses großartige geistige Reisläufertum der Schweizer hervor. Fahrten nach Berlin, nach St. Petersburg folgen sich; auf Friedrich und Katharina, die Großen, fallen neue Lichter.

Liest man **Fritz Gysi's** Buch **„Richard Wagner und die Schweiz"** [2]) nach der Eulerbiographie, so kann eine leichte Enttäuschung nicht ausbleiben. Dafür ist allerdings weniger der Verfasser verantwortlich als die unbewußte Einstellung des Lesers zum Thema. War er beim grämlichen Mathematiker Euler auf wenig Erfreuliches gefaßt, sah er beim Künstler und Feuergeist Wagner eine höchst anregende Geschichte voraus. Wir trauten eine prächtige Darstellung Dr. Gysi ohne weiteres zu. In Wirklichkeit vertauscht sich das Urteil über die beiden Biographien bei vielen Lesern. Der Schilderer des Lebens Wagners in der Schweiz hat es sich etwas leicht gemacht. Er begnügt sich mit der Verwertung bekannten Materials, das er in liebenswürdiger Form für einen großen Leserkreis erzählt. Wir hätten gerne Stellungnahme zu neuen Veröffentlichungen und neuen Problemen gesehen und hätten es vorgezogen, wenn statt des wohlwollenden Hinweises auf die erste außerbayreuthische Parsifal-Aufführung in

---

[1]) Otto Spieß: Leonhard Euler; ein Beitrag zur Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts; Band 61 der von Harry Maync herausgegebenen Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geistesleben". Verlag Huber & Co., Frauenfeld.

[2]) Fritz Gysi: Richard Wagner und die Schweiz; Bd. 63/64.

Zürich auf die heutigen Aufführungsfragen und auf die lebende Familie Wagner ein Blick geworfen worden wäre. Der Wagnerfreund erhält den Eindruck, das Buch habe rasch, vor den großen neuen Veröffentlichungen (z. B. Du Moulin Eckarts) vollendet werden müssen. Seither ist bekannt geworden, daß ein anderer Schweizer, in Winterthur, ebenfalls das Leben Wagners in der Schweiz zu schildern unternimmt und bisher unbekannte Briefe Wagners an Schweizerfamilien mitgeben wird.

Karl Alfons Meyer.

* * *

Mit seinen unter dem Titel **„Deutsche Dichter"** [3]) zusammengefaßten acht Dichterbiographien (Fleming, A. v. Haller, Gotthelf, Geibel, Keller, Fontane, Meyer und Wildenbruch) bietet **Harry Maync,** der einstige Berner Hochschullehrer, eine Veröffentlichung von Vorträgen und Abhandlungen, die im Laufe von nahezu zwei Jahrzehnten entstanden sind. Maync läßt sich angelegen sein, die dichterische Persönlichkeit herauszuarbeiten, das „bedeutende Individuum", das Dilthey den „Grundkörper der Geschichte" genannt hat. Auch diesen Standpunkt kann man sich wohl gefallen lassen, besonders wenn er sich so entschieden wie in dieser Sammlung fernhält von dem großtönenden Formelngepräng und der abstrakten Gaukelspielerei so vieler Literaturwerke von heute. Der Vortrag ist lebendig und erwärmend und verzichtet glücklicherweise darauf, ein prahlerisches Anhängsel von belegenden Anmerkungen mitzuschleppen. Der Band gibt genau das, was er geben will: wissenschaftliche Belehrung durch einen zuverlässigen Kenner und einen bei aller Sachlichkeit gefälligen Darsteller. Die Streiflichter, die auf die literarische Gegenwart fallen, regen an, auch da, wo sie (wie etwa die vergleichende Zusammenstellung von C. F. Meyer und George) dem Widerspruch rufen. Rühmenswert ist auch das hübsche, handliche Buch, mit dem der Verlag das Werk ausgezeichnet hat.

Arnold Büchli.

Ein Büchlein Lieder.

Nikolaus Welter: Mariensommer. Ein Büchlein Lieder. Hausen Verlagsgesellschaft m. b. H. Saarlouis.

Das gediegen ausgestattete Bändchen bietet eine menschlich überaus sympathische Gabe: den poetischen Ertrag einer Liebe und Ehe, welche sich, mit himmelstürmendem Feuer beginnend, zu einer Gestalt klärt, die ein ganzes Leben wurzelnd zu erfüllen vermag. Auch künstlerisch ist die Höhenlage dieser Gedichte eine sehr beachtliche. Wenn auch einzelnes Mißratene und Banale nicht fehlt, so weiß der Verfasser doch der von der Romantik überlieferten Leier des Lyrikers kraftvolle und eigenartige Töne zu entlocken, ohne sie zu zerbrechen und um jeden Preis ganz neuen Tongeschlechtern nachzujagen. Die deutsche Sprache ist reich genug, um einem starken und gestaltenden Erleben noch immer Formen darzubieten, welche neue und lebendige Linien auf ihrem Grunde ziehen — auch wenn nicht Wille und Fähigkeit vorhanden sind, ihr nie dagewesene Akkorde abzuzwingen. (Allerdings bleibt es ja in solchen Fällen meistens beim Willen und bei der Zerstörung alles Überlieferten.) — Wie voll und schlank die Sprache diesem Dichter antwortet, gibt besonders vielsagende Aufschlüsse, wenn man hört, daß er Luxemburger ist, und zwar in leitender Stelle des dortigen Bildungswesens tätig. Es zeigt sich, daß wenn auch aus der gespalteten Geisteslage eines solchen Landes geistige Leistungen von erstem Range nicht zu erhalten sind, doch die Freiheit der Pflege der Muttersprache schließlich genügt, um auf Grundlage der Verbindung mit ihrer Gesamtkultur ein Geistesleben von achtbarer Höhe aufrechtzuerhalten. Im Elsaß zum Beispiel, wo eine irgendwie über das Elementare hinausdringende muttersprachliche Ausbildung weder in den Volks- noch in den höheren Schulen stattfinden darf, werden Dichtungen von dieser freundlichen Bedeutsamkeit, deren Verdienst ihnen zu wesentlichem Teile aus einem ungebrochenen und ungehemmten Spracherlebnis

[3]) Harry Maync: Deutsche Dichter; Verlag Huber & Co., Frauenfeld.

zuwächst, nicht mehr zu erhoffen sein. Wir machen diese Bemerkungen nicht, um (wozu die Gefahr in Deutschland vorliegt) einen besonderen und ermäßigten Wertmaßstab für „grenz- und auslanddeutsche Dichtungen" aufzustellen. Es ist ja verständlich, daß man in Deutschland angesichts des furchtbaren kulturell-politischen Druckes, unter dem viele Millionen von abgetrennten Sprachgenossen stehen, auf jede produktive Betätigung der deutschen Kultur, welche in diesen Gebieten sich etwa zutage brechen kann, mit Befriedigung den Finger legt. Aber auf die Dauer müßte eine bloß nach solchen Gesichtspunkten erfolgende Beurteilung geistiger Erzeugnisse zerrüttend wirken. Dieses Bändchen Gedichte hier jedoch vermag sich in seinem Bezirke auch unter rein geistigen Maßstäben durchaus zu behaupten, und wir hielten es gegen das, was heute und gar erst morgen im Elsaß noch möglich ist, um damit den kaltblütigen Irrtum derer zu widerlegen, welche meinen, einer tiefergreifenden Kulturbetätigung stehe nichts im Wege, solange nur den Menschen nicht das Sprechen der Muttersprache verboten wird, sie einigermaßen darin lesen und schreiben lernen und sich Bücher derselben kaufen dürfen.

Konrad Meier.

Lyrik der Zeit.

Albert Soergel, bekannt durch seine großangelegten Darstellungen deutscher Literaturgeschichte „Dichtung und Dichter der Zeit" und „Im Banne des Expressionismus", hat es zusammen mit dem Lyriker Johannes von Günther unternommen, das dichterische Gut der letzten fünfzig Jahre zu sichten und in dauerhaften Rahmen einzuspannen. So entstand die repräsentativ auftretende Anthologie **„Kristall der Zeit"** (Grethlein & Co.), die in 822 Gedichten nicht weniger als 193 Dichter zu Worte kommen läßt. Es handelt sich ausschließlich um reine Lyrik; die Ballade ist ausgeschlossen. Man wird ohne weiteres begreifen, daß die Auslese, deren landschaftliches Einteilungsprinzip man gutheißen kann, keinen Lyrikfreund gänzlich befriedigen kann. Das ist ja auch noch nie einer Anthologie restlos gelungen. Ebenso klar ist, daß wir Schweizer den uns zukommenden Teil als nicht gemäß empfinden müssen. Spitteler ist für unser Empfinden zu Unrecht überreich vertreten, Geilinger sehr schwach, Hermann Hiltbrunner und der abseits schaffende Fridolin Hofer gar nicht. Schlimmer wirkt das völlige, im Vorwort zwar erklärte Fehlen Stefan Georges, Borchardts, der Lasker-Schüler. Nichtsdestoweniger darf man sich am Ganzen redlich freuen. Ungemein wertvoll schon die große Zahl Dichtungen Jüngster, von denen wir hierzulande kaum je etwas gehört haben. Die Anthologie zeigt, daß die Lyrik nicht gestorben ist, so sehr sie die bedenkliche Entwicklung des Verlagswesens tothaben will. Vielleicht wird sie in Zukunft überhaupt nur in solchen Sammelwerken weiter ein überprivates Dasein führen dürfen. Grund genug für jeden Menschen von Kultur, diese wenigstens zu dauerndem Besitz zu erwerben.

Paul Lang.

Aus Zeit und Streit

Die „Stände" der Schweiz.

In Heft 2 der „Zeitschrift für schweizerische Statistik und Volkswirtschaft" schreibt Eugen Großmann in einem Artikel „Die Finanzgesinnung des Schweizer Volkes" über die schweizerischen „Stände" u. a. folgendes:

„In der heutigen industrialisierten Schweiz bilden die Bauern eine Minderheit, und zwar eine recht kleine Minderheit. Entfielen doch auf die Gruppen Landwirtschaft, Viehzucht und Gartenbau, Forstwirtschaft, Jagd und Fischerei nach der Volkszählung von 1920 ... 235,704 Selbständige, das sind 22 % der männ-